

Unser heutiges Evangelium ist nicht nur ungewöhnlich lang, es wirft auch eine ganze Reihe von Fragen auf. Für das Verständnis dieses Textes kann es deshalb hilfreich sein, kurz einen Blick in die Geschichte Israels zu werfen.

Als die Stämme Israels nach der langen Wüstenwanderung endlich das Gelobte Land erreichten, und nach langen, oft blutigen Auseinandersetzungen das Land in Besitz nahmen, da entwickelte sich sehr bald eine Zweiteilung: Die südlichen Stämme bewohnten im Vergleich zu den Stämmen in Norden ein deutlich karger Land, was dazu führte, dass der fruchtbarere und reichere Norden sich immer mehr vom ärmeren Süden distanzierte. Da es noch keine zentrale Regierung gab und alle Stämme weitgehend selbständig waren, verfestigte sich diese Spaltung immer mehr: den südlichen Teil nannte man „Juda“, den nördlichen „Israel“.

Als David König wurde, zunächst vom Südreich, dann aber auch vom Nordreich, eroberte er ganz bewusst eine neutrale Stadt, die exakt dazwischen lag, nämlich Jerusalem. So konnte er Nord- und Südreich wieder miteinander verbinden.

Sein Nachfolger, sein Sohn Salomon, begann seine Herrschaft sehr hoffnungsvoll. Doch dann wurde er immer häufiger ein Höriger seiner unzähligen Ehefrauen, mit der Folge, dass er ihnen erlaubte, ihre ausländischen Gottheiten weiter zu pflegen. In Israel entstanden so immer mehr heidnische Kulte. Dass dies ein kapitaler Verstoß gegen das Erste der Zehn Gebote darstellte, das beunruhigt ihn nicht. Viele aber begannen sich vom König abzuwenden. Als dieser dann auch noch eine drastische Steuerhöhung einführte, kam es zur Spaltung: Das Nordreich trennte sich von Südreich, setzte einen eigenen König ein, und – weil Jerusalem und der Tempel im Südreich Juda lag und man es den Leuten vom Nordreich nicht zumuten konnte, ihre religiösen Pflichten im Südreich zu erledigen – bald auch ein eigenes Heiligtum, einen eigenen Tempel. Für die „Rechtgläubigen“ in Jerusalem war dies natürlich ein klarer Glaubensabfall, der alle Leute im Nordreich „unrein“ machte, und damit jeglichen Kontakt mit ihnen verbot.

Diese Geringschätzung des Nordens verstärkte sich noch, als die Assyrer im 8. Jahrhundert v. Chr. große Teile dieses reichen und fruchtbaren Nordens eroberten, die Oberschicht durch eigene Leute ersetzten und damit auch fremde Religionen und Kulte ins Land brachten. So gab es bald fünf heidnische Kulte in diesem Gebiet, das inzwischen nicht mehr Israel, sondern jetzt Samarien hieß.

Dieser kleine geschichtliche Ausflug lässt nun unser heutiges Evangelium in einem völlig neuen Licht erscheinen. Ein Jesus, der seine Sendung darin sieht, das Reich Gottes zu errichten, indem er die alten 12 Stämme wieder belebt, praktisch den „Resetknopf“ drückt, um die Ursprünge wieder wirksam werden zu lassen, was er ja selber nicht zuletzt durch die Wahl von 12 Aposteln verdeutlicht hat – für diesen Jesus ist Samarien deshalb ein Gebiet, das selbstverständlich zum alten Gottesvolk und damit zu seinem Sendungsauftrag gehört.

Und jetzt liest sich dieses Evangelium noch einmal etwas anders.

Diese Frau am Jakobsbrunnen ist keine Zufallsbegegnung, sie steht stellvertretend für ganz Samarien. Ihre fünf Männer sind eine Anspielung auf die fünf fremden Kulte mit ihrem jeweils eigenen Gott, die Samarien so sehr beherrschen, dass sie wie eine Sklavin am helllichten Tag Wasser holen muss, ein Wasser, das den eigentlichen Durst gar nicht löschen kann.

Brunnen sind in der Geschichte Israels mehrfach Orte, an dem um eine Braut geworben wurde: Der Knecht Abrahams holt an einem Brunnen die Frau für Issak, Rebekka (Gen 24); Jakob begegnet auf seiner Flucht vor Esau an einem Brunnen seiner späteren Frau Rahel (Gen 29); Mose findet auf seiner Flucht aus Ägypten an einem Brunnen seine Frau Zippora (Ex 2). Wenn jetzt noch berücksichtigt wird, dass biblisch der Bund Gottes mit seinem Volk oft als Verlobung dargestellt wird, in der Gott um seine Braut wirbt, dann geht es bei dem Treffen Jesu mit dieser Frau am Jakobsbrunnen vor allem anderen darum, die Samariter wieder in die ursprünglichen Bundesgemeinschaft zurückzuholen.

Jetzt macht es auch Sinn, warum es in diesem ausführlichen Gespräch plötzlich darum geht, wo Gott angebetet werden muss; genau das ist ja der trennende Faktor. Dabei macht Jesus deutlich, dass es gar nicht mehr um die Tempel in Jerusalem oder auf dem Garizim geht, sondern dass es seine Gegenwart ist, die das Beten an jedem Ort möglich macht, es braucht nur den lebendigen, den gelebten Glauben an ihn, oder wie er es nennt, die „im Geist und in der Wahrheit anbeten“ (V 24).

Was diesen lebendigen Glauben ausmacht, auch darüber gibt er Auskunft, wenn sich mit seinen Jüngern darüber unterhält, aus welcher Speise er lebt: Es ist nichts anderes als das Hören auf den Willen Gottes: „Meine Speise ist es, den Willen dessen zu tun, der mich gesandt hat.“ (V 34)

In einer Zeit, in der immer mehr die Kirche verlassen, könnte ein Evangelium wie das heutige wichtig werden. Dabei geht es nicht um diejenigen, die zwar juristisch Mitglieder waren, aber faktisch an einem Glauben noch nie interessiert waren; was das verschwindet – und es ist gut, dass es verschwindet – das ist zu großen Teilen ein Folklorekatholizismus, der aber von der Kirche ganz gewusst so geschaffen wurde.

Es gibt daneben aber auch eine ganze Reihe von Christen, die sich – genau wie damals zurzeit eines Königs Salomon – gegenüber Missständen in dieser Kirche gerade auf Grund eines lebendigen Glaubens sich nicht mehr anders zu helfen wissen, als sich eben klar, deutlich und definitiv zu distanzieren. Genau hier wird unsere heutiges Evangelium interessant: Wie die Samariter für Jesus, so gehören auch die immer noch zum Gottesvolk, zur Kirche. Und wie bei Jesus und seinem Gespräch am Brunnen, so gilt es gerade hier, sich nicht bei Nebensächlichkeiten und Irritationen aufzuhalten, die sich so leicht in den Vordergrund drängen, sondern an die eigentlichen Fragen zugehen: An den existentiellen und heute immer bedrohlicher werdenden Durst nach Leben, der nur gestillt werden kann durch die persönliche Begegnung mit dem real gegenwärtigen Christus, und nicht zuletzt an die Offenheit für das, was der Herr der Kirche heute von ihr tatsächlich will.